

# Auf dem Berninapass

Autor(en): **K.H.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664113>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Auf dem Berninapass

Eine wegen des unfreundlichen Wetters nicht sonderlich genußreiche, aber ungewöhnliche Fahrt liegt hinter mir. In einem der charakteristischen gelben Wagen der Bernina-Bahn bin ich binnen 50 Minuten von 1014 Meter (Poschiavo) auf 2257 Meter hinaufgeklettert (Bernina-Hospiz). Eine phantastische Leistung, besonders wenn man bedenkt, daß sie ohne Zuhilfenahme von Zahnrad und -schiene zustandekam. Die Bernina-Bahn bedarf als höchste Adhäsionsbahn Europas solcher Mittel nicht. Mit Gleichstrom von 1000 Volt Spannung betrieben, meistert sie Steigungen bis zu 70 Promille und Kurven bis zu 45 Meter Minimalradius. Wunderbares bringt die Technik in der Tat fertig!

Als der Zug die — es darf schon so heißen — weltberühmte Aussichtsterrasse auf der Alp Grüm erreichte, macht Petrus noch immer eine recht grämliche Miene. Diese veranlaßt mich, entgegen meinem ursprünglichen Plan vorerst nicht auszustiegen, sondern bis Bernina-Hospiz weiterzufahren. Von dort weg will ich dann freilich den Fußmarsch in Angriff nehmen, einerlei, wie sich der himmlische Wettermacher beträgt. Dringlich hoffend, daß er endlich ein Einsehen haben möge, schaue ich durchs breite Fenster auf den Lago Bianco (Lej Alb), der sich unmittelbar neben dem Geleise reglos breitet und seinem Namen meiner Auffassung nach nur sehr bedingt Ehre macht. Weiß oder hell oder blau dünkt er keineswegs. Wie mag da wohl sein kleinerer Bruder, der Lago Nero (Lej Nair) aussehen? So trostlos mutet die Landschaft an, daß ich unwillkürlich auf den Namen „Totensee“ gerate. Oeder kam mir seinerzeit das bekannte Gewässer auf der Grimsel auch nicht vor.

Während ich solche Betrachtungen anstelle, laufen wir in der Hospiz-Station ein.

Mit Befriedigung gewahre ich, daß sich die tief herabhängenden düstern Wolken mächtig heben. Wäre auch schmählich genug, wenn sich meinen Blicken nicht einmal die nahe Berninagruppe zeigte! Zunächst bleiben die firngekrönten Silberhäupter zwar noch verschleiert. Aber die Gletscher gewahre ich immerhin, und neugierig sucht mein Auge das Delta des Cambrenagletschers. Dort gedeiht angeblich ein Pflanzenfettling, den ich gerne an Ort und Stelle nachweisen möchte. Es betrifft den Gletscherhahnenfuß (*ranunculus glacialis* Linn.), unsere am höchsten ansteigende Alpenblume, die u. a. noch unmittelbar unter dem Gipfel des Finsteraarhorns angetroffen wird. Sie verkörpert ein wahres Wunderkind der Hochgebirgsnatur und übertrifft an wirklichem Wert das Edelweiß ganz beträchtlich. Zum Glück ist sie nicht ähnlich „Mode“, sonst stünde es schlimm um ihr Fortkommen. Es soll ihr, gelange ich nach einigen Zaudern zum Entschluß, ein besonderer Besuch bei der nächsten günstigen Gelegenheit gemacht werden.

Ich vermeide die Straße und steige den Hang empor in der Richtung, wo das Hospiz zu vermuten ist. Kaum 80 Meter habe ich zu überwinden. Der massive Bau macht einen merkwürdig vernachlässigten Eindruck, scheint außerdem un-



Von ferne leuchtet die Bernina



*Steil führt die Bahn an den weissen Riesen heran*

bewohnt zu sein. Jegliches Leben fehlt indessen nicht. Ein gräuliches Vögelein betreibt oben auf dem Dachfirst den Insektenfang und stellt derweilen ab und zu das rostrote Steuer zur Schau. Auch durch seine kunstlose, aber doch irgendwie heimelige Strophe verrät sich das Hausrotschwänzchen mit Sicherheit. Es beweist, daß seine ursprüngliche Heimat die Berge sind, obschon es allerwärts im Tal beobachtet werden kann, gerade auch in den lärmerfüllten Städten. Es erweist sich darob als echter Kulturfolger, wie noch manche andere gefiederte Kreatur ebenfalls.

Wo begegnete man der kennzeichnend so betitelten „Fremdenindustrie“ nicht! Der kleine Pavillon oder Kiosk unweit der verödeten Gaststätte ist keineswegs geschlossen, harrt vielmehr eines möglicherweise auftauchenden Touristenkunden. Als solchen weise ich mich dadurch aus, daß ich ein paar Ansichtspostkarten erstehe. Und zwar müssen sie den Sonderaufdruck „Bernina-

Paßhöhe“ tragen, sonst mangelt ihnen etwas Wesentliches. Infolge des seit einiger Zeit herrschenden schlechten Wetters gehe das Fremdenartikelgeschäft miserabel schlecht, erfahre ich. Heute sei zwar noch ein anständiger Tag, eine Ansicht, die ich zu teilen geneigt bin, wenn schon ein bissiger Wind über die Kämme fegt. Aber wenigstens regnet es nicht, und inzwischen ist auch der Blick auf die nächsten Bergriesen frei geworden. Einen Piz neben dem andern unterscheide ich, worunter als eindrucksmächtigster den Piz Palü sowie den Piz Rosseg mit der Bernina als markantem Mittelstück. Dazu drei, vier Gletscher. Ach nein, es sind ihrer, wenn ich ordentlich zähle, namhaft mehr! Ich stehe wirklich „alpinen Majestäten“ gegenüber, wie vor allem die Viertausender gar nicht übertrieben heißen. Mit dieser außerordentlich einprägsamen Ziffer kann allerdings außer der „Königin“ Bernina nur ein Nachbar aufwarten, der Zupo (4002). Doch wirken auch andere trotz ihren „nur“ 3900 Metern kaum minder imposant. Ja sogar der Piz Morteratsch nötigt den Betrachter zur Ehrfurcht, und er mißt doch bloß

über 3700! Wenn irgendwo, dann fühlen wir uns angesichts der Berninagruppe gering und klein und ahnen unsere Ohnmacht. Derart blasiert dürfte so bald keiner sein, daß ihm diese Empfindung fremd bliebe. Und wäre er es, verdiente er unser aufrichtiges Bedauern.

Mit Bedacht steige ich noch immer nicht zur Straße hinunter. Es gelüstet mich, etwas zu erleben oder eine ungewöhnliche Bekanntschaft zu machen. In meiner Erwartung sehe ich mich längere Zeit enttäuscht. Dann aber stoße ich auf sumpfigen Boden, der sein Gepräge durch ständig schwankende schlohweiße Wollköpfechen erhält. Es ist eine gute Weile her, seit ich dieses aparte Wollgras auf Bergeshöh' gewahrte. Der wissenschaftliche Name nimmt auf unsern berühmten Landsmann, den Zürcher Arzt und Naturforscher Scheuchzer Bezug (*eriphorum Scheuchzeri Hoppe*), die Pflanze selber kann unmöglich falsch angesprochen werden, zu eigenartig sieht

sie aus. Ich pflücke einige der putzigen weißen Kugelpinsel und stecke sie hinter das Hutband. Nachdem eine Ueberraschung selten allein kommt, folgt bald schon eine neue. Ich marschiere gegen den Wind und habe deshalb das Glück, bis auf wenige Gänge an den stattlichen Vogel heranzugelangen, der sich zwischen dem Felsgetrümmer flüchtend hindurchbewegt. Mit diesem verschmilzt er sozusagen dank einer ungemein vorteilhaften Schutzfarbe, aus der stellenweise ein unaufdringliches Weiß sticht. Er verläßt sich durchaus auf diesen Schutz und wird von mir noch mehrere Male nacheinander aufgeschreckt. Zuverlässig kann ich ihn als Schneehuhn (*Lagopus mutus Montin alpinus*) ansprechen. Noch trägt er das Sommerkleid, das er später gegen ein blütenweißes austauschen wird. Ich habe es wohl mit einer Henne zu tun, einem arglosen Geschöpf, das noch nicht oft des Menschen Bekanntschaft gemacht haben mag. Kein Wunder in dieser Gegend, wo besten Falles ein Jäger zu gegebener Zeit seiner beschwerlichen Tätigkeit obliegt.

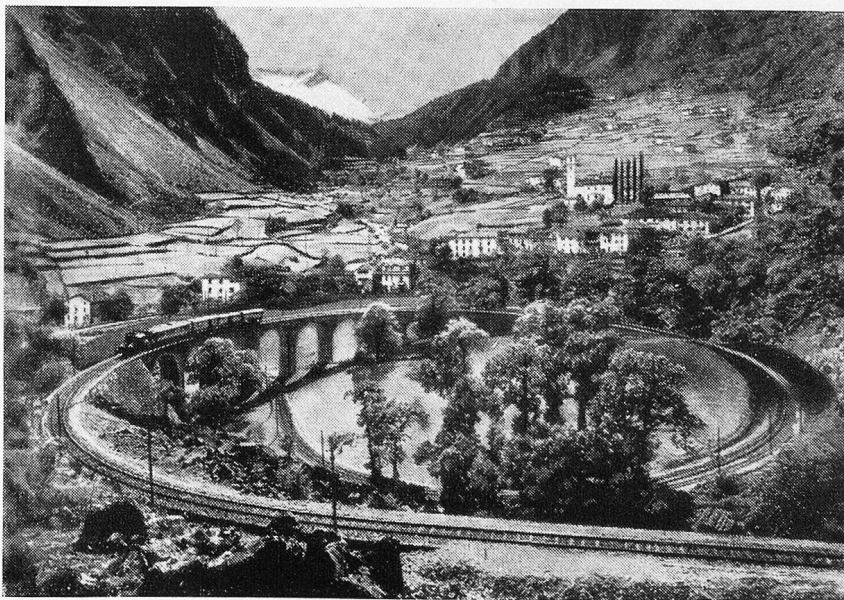
Trotz des magern Bodens finden da mancherlei Vertreter der alpinen Flora ein Fortkommen. Nach ein paar rötlich-violetten Alpenastern (*Aster alpinus* Linn.) hüde ich mich gern, sie haben meinen besondern Gefallen und erhalten ebenfalls ein Plätzchen hinterm Hutband. Un-



Am Lago Bianco

berührt lasse ich dagegen den gelben Alpenmohn, eine Spezialität des Berninagebietes, der denn auch anzüglich in der Wissenschaft als „rhätisch“ gilt (*Papaver alpinum* Linn. var. *rhaeticum*). Ob schon meine Aufmerksamkeit also reichlich in Anspruch genommen wird, entgeht es mir trotzdem nicht, daß der Wettergott derweilen erkennbar besserer Laune geworden ist. Sogar mit einem vereinzelt schüchternen Sonnenstrahl geruht er aufzuwarten, eine Gefälligkeit, die ich mit tiefer Genugtuung zur Kenntnis nehme. Regen mag ich auf Paßwanderungen nun schon einmal nicht leiden.

Trohgemut marschierte ich auf der sacht fallenden, völlig trockenen und — welcher Sondergenuß! — autoleeren Straße dahin. Der „weiße“ See liegt hinter mir, ebenso der „schwarze“. Das Wasser des letzteren mutet tatsächlich dunkler an, ohne aber als eigentlich „nero“ bzw. „nair“ gelten zu können. Jetzt treffe ich endlich mit dem ersten Menschen zusammen, einem Botaniker. Ich komme mit ihm gewissermaßen automatisch ins Gespräch und bin in der ihm willkommenen Lage, den Standort einer bestimmten Carex-Art, nach der sein Trachten geht, näher zu be-



Das Kreisviadukt der Berninabahn bei Brusio

schreiben. Die Begegnung erfolgt beim Eingang ins Val Minor, ein Tal, das ich, wenn immer tunlich, besuchen will. Sehen möchte ich nicht weniger gern das nächste parallele, das Val dal Jain, wenigstens bis an die italienische Grenze. Sie zu überschreiten, ist einstweilen ja unmöglich. Mein Blick hebt sich spähend zum Piz Albris (3170 Meter) empor. Er weist einen ansehnlichen Bestand an Gemsen und Steinwild (!) auf. Sein Name hat daher einen besondern Klang. Ich hole den „Zeiß“ hervor und richte ihn nach den Felswänden hinauf, ob sich vielleicht ein Grattier beobachten läßt. Unisonst. Enttäuscht lasse ich das Glas sinken. Gleich nehme ich es wieder hoch. Aus dem Heutal nähert sich anscheinend ohne Schwingenschlag ein mächtig klastender Vogel. Erregt, indes unsicher, frage ich mich leise: „Ein Adler?“ Unaufhaltlich schwebt der Unbekannte heran, ständig größer werdend, so daß ich die gespreizten äußersten Handschwingen unterscheide. Also wirklich ein gefiederter Bergkönig! Welch ein Zufall! Was für ein rares Glück zugleich!

Nun scheint der stolze Flieger in der Luft zu stehen. Ein Weilschen bloß dauert's, und er schwebt weiter, macht kehrt und hält dicht an die Felsen zu. Neuerdings vollführt er eine Schwenkung, und dann stößt er unvermittelt gegen das stürzende Gewände. Das wiederholt er in kurzen Abständen, darob verratend, daß er einen Angriff ausführt. Wem gilt er schon? Angestrengt schaue ich durch das scharfe Instrument, das mir Schauplatz und Akteur in erwünschte Nähe bringt. Mit einem Male bin ich im „Bild“. Auf einer vorspringenden Klippe steht unbeweglich, mit dem felsigen Hintergrund beinahe zusammengewachsen und sich davon wenig abhebend, ein behaartes Geschöpf, eine Altgemse. Auf sie zielt der Adler ab, ohne zunächst einen Erfolg zu haben. Vielleicht hat er es mit einem alten gewikten Bock zu tun, mit einem Gegner, der so leicht nicht bezwungen wird. Das sieht er vermutlich selber ein, mindestens erneuert er seine Angriffe nimmer, ohne zwar endgültig abzugeben. Dauernd patrouilliert er nahe hin und her. Er lauert wohl auf eine günstigere Gelegenheit. Als sie sich nach wie vor nicht einstellt, bequemt er sich endlich zum Ab-

flug. Geruhsam entschwebt er in der Richtung, woher er vor kurzem aufgetaucht ist.

Das Intermezzo bedeutet einen Rückstand auf meine Marschtabelle, den ich aufzuholen willens bin. Ich lasse mißlicherweise die Unberechenbarkeit Petri außer acht. In dem Augenblick, da ich die Bernina-Häuser erreiche, beginnt es wie aus Kübeln zu gießen. Ich jedoch sehe mich genötigt, schleunigst einen Unterschlupf zu suchen. Wie ich es vermute, finde ich ihn im — es gibt noch primitivere in andern Landes- teilen — Warteraum der Bernina-Bahn-Station. Hoffentlich, erwäge ich mißmutig bei mir selber, erwahrt sich das weise Sprüchlein, dem zufolge gestrenge Herren nie lange regieren. Den üblicherweise erst in zwei Stunden fälligen Zug abzuwarten, hätte mir ganz und gar nicht gepaßt. „Woher stammen nur diese Anmengen Wasser?“ geht es mir durch den Schädel angesichts der Sündflut, welche die Landschaft heimsucht. Dann schaue ich mich, es geschieht aus lauter Langeweile, in dem unfreundlichen Lokal etwas um und widme mich der Betrachtung einer aufgehängten Tabelle, welche die nach Gesetz zu schonenden Bergblumen bildlich wiedergibt. Es ist wirklich eine vortreffliche Darstellung, muß ich zugestehen und wünsche zugleich, sie möchte den gewollten Zweck ordentlich erreichen. Mancherlei Beobachtungen, gerade auch eigene, liefern diese Gewißheit leider nicht. Wie lautet im „Nebelspalter“ denn schon die ironisch bitter so bezeichnete „wilde verwegene Jagd des Schweizers“?

Jetzt, Städter, nimm dein Berggewand  
Und scheue keine Schrammen,  
Nimm Pick- und Schaufel in die Hand  
Und alle Kraft zusammen!  
Mach all dein Werchgeschirr bereit,  
Die Sense und den Rechen!  
Der Alpenblume Blütezeit  
Scheint wieder anzubrechen.

Sie hält noch an. Zu dieser Erkenntnis gelangte ich, als ich nach unendlich lange dünkenden zwanzig Warteminuten den brüsk unterbrochenen Marsch wieder aufnehme. Am Rand der kaum sichtbar nassen Straße liegt ein ganzer Buschen halbverdorrter Bergblumen, Astern, Hahnenfüße und Steinbrechartige. Irgendein Ueberdrüssiger — vielleicht war's eine „sie“ — hat sie achtlos weggeworfen.



*Piz Bernina*

Photo Albert Steiner, St. Moritz

Gleichsam neidisch hängen graue Wolken ringsherum fast bis zur Erde nieder. Jede Aussicht ist darob verwehrt. Das Ginerlei unterbricht nur das stete Rauschen des angeschwollenen Berninabaches. Er benimmt sich augenscheinlich hin und wieder höchst unmanierlich, jedenfalls beansprucht er ein unverhältnismäßig breites Bett. Es zeigt einen geradezu deltaartigen Charakter und ist mit unabzählbaren Mengen Kies und Geröll übersät. Als müßter aufdringlicher Strich zieht es sich durch die wohlthuend grünen Lärchen- und Fichtenbestände. Mich stört das Bild. Von Herzen froh bin ich, als ich davon abgelenkt werde. Ein aufgeregtes rätschender Nußhäher bewirkt es, wie sein buntscheckiger Wetter im Tal, der spassige Eichelhäher, ein ständig wacher Warner im Walde. Seinen mit Silbertropfen verzierten, im übrigen düstern Frack stellt er, der ewig Argwohnische, nicht zur Schau. Umso ungenierter tut es ein Dompfaffpärchen, das seine Anwesenheit überdies mit melodiosen weichen Diü-diü-Rufen kundgibt. Es ist tatsächlich ein wunderprächtiges Geschöpf, das Männchen in seinem hochroten Federrock! Und ganz allerliebste steht ihm das sammettschwarze Käppchen! Schwere Tropfen klatschen mir auf Stirn und Nase, während ich nach den beiden wenig scheuen Vögelchen empor schaue. Ein sonderbarer Segensspruch entweicht dem Gehege meiner Zähne: „Regnet's denn schon wieder?“ Ich schlage unverweilt ein forscheres Tempo an und lande, im Grunde erheblich zu früh, in Morteratsch, „am Gletscher gleichen Namens“. Nun, von einem solchen Eisstrom ist wahrlich nirgends die mindeste Spur zu entdecken. Warum sich das Wetter nur so gern in der Rolle eines Spielverderbers gefällt? Eine wahrhaft geniale Frage! Ich finde keine Antwort darauf.

Sie wäre auch falsch gewesen. Als ich nämlich drei Viertelstunden später das Bahnhofrestaurant verlasse, blinzelt, ich sehe durchaus recht, die Sonne zwischen den nahen Lärchen hindurch. „Petrus, deinen Launen nach müßtest du eher ein Weib sein!“ Derlei Einfälle lasse ich mir allerdings gefallen, sie gestatten die Verwirklichung einer bestimmten Absicht, die darin besteht, hart am Rande des Berninabaches ent-

lang zu wandern. Eine ausgefallene Idee vielleicht, aber nicht aller Reize bar. Anziehend wirken u. a. schon die bemerkenswert trefflich gedeihenden, schlank geratenen Weidenröschen, ohne Widerrede hübsche Gewächse trotz ihrem unkrautähnlichen Wesen. Zu Hause hat meine Logiswirtin eine Vase bereitgestellt, sie möchte ich mit einem Strauß dieser netten, indessen irrtümlich so geheißenen „Röschen“ füllen. Meine angenehme Pflückarbeit wird vom rauschenden Wasser zugedeckt mit dem Erfolg, daß ein Wundervogel ahnungslos bis dicht vor meinen geschützten Standort herangestrichen kommt. Knapp über dem ruhelosen Gewell bewegt er sich seltsam schnurrenden Fluges und schimmert und gleißt und funkelt dabei gleich einem Biersfarbenedelstein. Untrüglich gibt er sich zu erkennen, der Eisvogel oder, wie er glücklicher auch heißt, der „Königsfischer“. Denn eine fürstliche Erscheinung stellt er dar, und die Freifischerei ist sein Metier. Als er meiner ansichtig wird, geht ein Ruck durch seinen geringen Körper. Er aber hastet mit vermehrter Eile bachauf, zum Umkehren dünkt es zu spät. Was für ein Schöpfungswunder ist doch dieser Seltling! Aus fernem Grottenländern dürfte er stammen mit seiner Farbenpracht. Alle seine zahlreichen Verwandten leben tatsächlich dort, er belebt als einziger der Sippe unsere Landschaft und verleiht ihr einen unbeschreiblichen Reiz. Meine ausgefallene Idee hat sich gelohnt. Mit dem vom Volk anzüglich so geheißenen „fliegenden Juwel“ zusammenzutreffen, dazu auf so geringe Distanz, bedeutet ein Erlebnis eigener Sorte. Erst recht dann, wenn die Sonne den Märchenvogel während seines sonderbaren Fluges bescheint und die Herrlichkeit seiner Gestalt effektiv steigert.

Endlich taucht der Ober-Schafberg frei auf. Einen nachhaltigen Eindruck vermittelt er kaum, seine intimere Bekanntschaft zu machen, bedeutet aber gewissermaßen eine Ehren- oder Anstandspflicht. Er hält ja die Stätte, wo Segantini seine geliebten Berge ein letztes Mal schaute, in treuer Gut. Bei Suomas, der ersten Bernina-Bahn-Station hinter Pontresina, biege ich von der eigentlichen Berninapaß-Straße rechts ab. Unweit tauchen bereits die ersten Häuser des langgestreckten Dorfes auf.

K. H. D.